

Berichte

Nachruf Rudolf Weinhold 1925–2003

Am 1. Februar 2003 ist in Dresden Rudolf Weinhold nach langer Krankheit, der Folge eines medizinischen Eingriffs, der im Mai 1999 an sich routiniert gemacht werden sollte, gestorben. Weinhold war bis 1990 Leiter der Forschungsstelle Dresden des ehemaligen Instituts für Volkskunde an der Akademie der Wissenschaften der DDR zu Berlin gewesen (nach der Akademiereform waren Institut und Forschungsstelle seit 1970 Teil des Wissenschaftsbereichs Kulturgeschichte/Volkskunde). Zum Leiter dieser Arbeitsstelle war er 1962 als Nachfolger von Friedrich Sieber bestellt worden. Den Übergang dieser „Außenstelle Dresden“ hat er nach der Wende und seinem Ausscheiden aus dem Dienst nicht nur in Gedanken, sondern auch in vielen Gesprächen begleitet und war froh, dass seine „Mannschaft“ (und das waren nicht nur Männer) nach der zeitweiligen Andockung an das Universitätsinstitut von Karl-Heinz Blaschke an der Dresdner TU im 1998 gegründeten Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) ihren Platz gefunden hatte.

Rudolf Weinhold war am 16. März 1925 im sächsischen Pirna geboren worden. Er war in jungen Jahren, unmittelbar nach dem Krieg, einige Jahre Lehrer gewesen und hatte dann von 1948 bis 1952 Ethnographie und Ur- und Frühgeschichte an der Universität Leipzig studiert und dort sein Studium als Diplomethnologe abgeschlossen. Seine Lehrer am damaligen „Institut für Ethnologie und Rechtssoziologie“ waren Julius und Eva Lips, Sergej A. Tokarev und Ferdinand Hestermann gewesen. Nach einer Beschäftigung als Assistent und Aspirant an seiner Universität wurde er 1956 Mitarbeiter und dann Abteilungsleiter am damaligen „Zentralhaus für Volkskunst“ in Leipzig, das damals von Paul Nedo geleitet wurde. Hier wohl entwickelte sich sein Interesse an materieller Volkskultur, verbunden mit einer Sensibilität für deren ästhetische Akzente, die ihn zeitlebens interessieren sollte. Eine erste Publikation aus dieser Zeit, bei der er als Herausgeber fungierte, enthielt, ganz praxisorientiert, „Hinweise zur Sammlung von Gütern der materiellen Volkskultur“ (Leipzig 1956), eine weitere, gemeinsam mit Alfred Fiedler verfasst, beschrieb „Das schöne Fachwerkhaus in Südthüringen“ (Leipzig 1956).

Die Promotion erfolgte 1957 an der Berliner Humboldt-Universität bei Wilhelm Fraenger; die Dissertation ist als Buch unter dem Titel „Töpferwerk in der Oberlausitz“ (Berlin 1958) erschienen. Von Wolfgang Steinitz nach Berlin gerufen, wechselte Weinhold 1957 von Leipzig nach Berlin an das „Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften“ (DAW). Gemeinsam mit Wolfgang Jacobeit begann dort die Inventarisierung bäuerlicher Arbeitsgeräte in den Museen der DDR. Hier sind wohl auch die Anregungen zur Dissertation über

Arbeit und Kultur der Winzer zu suchen, mit der er 1971 an der Humboldt-Universität zum Dr. sc. promoviert wurde (das entspricht der Habilitation). Als Buch ist die Dissertation II 1973 erschienen, wohlausgestattet als „Winzerarbeit an Elbe, Saale und Unstrut“ (Berlin 1973).

Weinhold war lange Jahre Chefredakteur des 1960 gegründeten Referatenorgans DEMOS gewesen, das er anfangs gemeinsam mit Ludvik Kunz betreute. Den Demos nahm er, als er 1962 Friedrich Sieber als Leiter der Sächsischen Forschungsstelle nachfolgte, mit nach Dresden, wo die Zeitschrift, zuletzt dann noch am ISGV, von Brigitte Emmrich besorgt wurde. Hier wurde ein Netz von nationalen Redaktionen aufgebaut, das lange Jahre in der Augustusstraße in Dresden zusammengeführt worden war. Dort, gegenüber dem Fürstenzug, residierte die Außenstelle bis zum Ende der DDR. Und hier konnte man, leichter als an der DAW in Berlin, Gespräche führen und Kontakte pflegen. Seit 1969 leitete Weinhold dort die Arbeitsgruppe zur „Erforschung von Kultur und Lebensweise werktätiger Klassen und Schichten in der Übergangsperiode vom Feudalismus zum Kapitalismus“, die im Umfeld der Akademiereform im Wissenschaftsbereich Kulturgeschichte/Volkskunde der DAW eingerichtet worden war. Neben einer Reihe von Publikationen zur Frühindustrialisierung in Sachsen, die von der Mitarbeiterschaft der Forschungsstelle verfasst wurden, ist vor allem der von Weinhold herausgegebene Band „Volksleben zwischen Zunft und Fabrik“ (Berlin 1982) zu nennen.

Häufige Forschungsaufenthalte führten ihn nach Ungarn, wo er sich, neben seinen beiden Schwerpunkten Keramik und Weinkultur, mit Untersuchungen zu interethnischen Beziehungen in diesem Land beschäftigte. Weinholds Publikationen behandeln, neben Keramik und Weinbau vor allem in Sachsen und der Oberlausitz, die ethnologische Nahrungsforschung und Kultur und Lebensweise der städtischen Unterschichten im ehemaligen Kursachsen. Der Titel einer Publikation „Vivat Bacchus. Eine Kulturgeschichte des Weines und des Weinbaus“ (Leipzig 1975), zeigt die Verbindung von Produktion und den ästhetischen Bedürfnissen der Menschen, die ihm immer am Herzen lag.

Das Wort Produktivkräfte hat Weinhold nicht oft benutzt, sondern lieber über „Töpferwerk“ und „Winzerarbeit“ geschrieben. Er lebte eine besondere Art der Affinität zu seinen Forschungsobjekten, zum Wein und dessen keramischen Behältnissen. Er besuchte „seine“ Töpfer und Winzer. Diese ganz offenbare Liebe freilich sollte nicht übersehen machen, dass ihm klar war, dass der Übergang von Feudalismus zum Kapitalismus eine neuralgische Phase der Gesellschaftsentwicklung betraf. Vielleicht ist er, um ihm nicht genehmen Begrifflichkeiten zu entgehen, nie wirklich in den Kapitalismus vorgestoßen. Dabei behandeln seine Bücher Innungen, Zünfte, die sozialgeschichtliche Aspekte der Lage der Gesellen, deren Bruderschaften und auch Streiks und die Bildung politischer Vereine. Deutlich macht das seine Untersuchung zum Kartoffelbranntwein (1987), mit der er eine Revolution in der populären Kultur und Lebensweise markiert sah. Und so gesehen behandeln seine Arbeiten die Anfänge der Konsumgesellschaft, wenn es

um Backen und Brauen, um Einstellungen zum Genuss von Pferdefleisch, um Armen- und Spitalverpflegung im 18. und 19. Jahrhundert (1999) als städtische Ernährungspolitik ging. Mit diesen Arbeiten zu Kultur und Lebensweise in der Phase der Protoindustrialisierung behandelte er wichtige Themen, die in unsere Moderne führen. Weinhold hat mit diesen Themen und dieser zeitlichen Orientierung in Dresden seine Mitarbeiterschaft gut behütet und sie klug an diesem für die Gesellschaftsgeschichte neuralgischen Punkt angesiedelt und dafür gesorgt, dass die publizierten Arbeiten sowohl zeitlich als auch durch ihre sorgfältige Quellengesättigung unanfechtbar waren.

Weinhold war 1986 zum Mitglied der Finnischen Altertumsgesellschaft ernannt worden und seit 1989 Ehrenmitglied der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft. Mit Rudolf Weinhold, der übrigens die ganzen Jahre hindurch Mitglied der DGV gewesen ist, hat die Volkskunde in Deutschland einen historisch arbeitenden Wissenschaftler verloren, der unpräzise eine wichtige Phase des Übergangs von der altständischen Vormoderne in die Konsumgesellschaft im Blick hatte. Das „zwischen“ war ihm in mancher Hinsicht bedeutsam und als Wissenschaftler hielt er sich gut „zwischen Zunft und Handwerk“.

Wien

KONRAD KÖSTLIN

Denkmäler und Denkmalkultur

Tagung der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in Zusammenarbeit mit dem Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde, Freiburg i. Br., 27. – 29. September 2004

Gegenstand der Tagung war vor allem *eine* Art des Denkmals, das bewusst errichtete Monument. Da das Arbeitsgebiet der Kommission wie des Künzig-Instituts die Volkskunde des historischen deutschen Ostens umfasst, bleibt es nicht aus, dass es häufig auch um Monumente im Kontext ethnischer Konflikte geht. Hier stehen die Denkmäler gleichsam auf vermintem Gelände, und mitunter gilt dies auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen.

In einem einführenden Vortrag umriss *Friedemann Schmoll* (Tübingen) den Wandel der Denkmalkultur. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war das Nationaldenkmal vor allem ein Krieger- bzw. Kriegsdenkmal. Einen deutlichen Wandel der Denkmalkultur konstatiert Schmoll für die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, als im Gefolge lokaler Geschichtswerkstätten konkurrierende

Vergangenheitsdeutungen auf den Plan traten und in verstärktem Maße die Opfer des NS-Regimes berücksichtigt wurden. Als Zeichen für offene, komplexe Gesellschaften sei die Auseinandersetzung um Denkmäler oft bedeutsamer als diese selbst.

Auf der Grundlage einer größeren vergleichenden Studie berichtete *Bernhard Böttcher* (Paderborn) über deutsche Kriegerdenkmäler der Zwischenkriegszeit in Ostmitteleuropa. Auffallend ist die Toleranz, die deutschen bzw. sächsischen Kriegerdenkmälern in Siebenbürgen durch die rumänische Staatsmacht entgegengebracht wurde, wenngleich die Monumente weitgehend auf deutsch besiedelte Orte beschränkt blieben. Anders sah es in Lettland aus, wo Angehörige der deutschen Landeswehr Denkmäler für die deutschen Opfer des Freiheitskrieges von 1918/19 errichteten. Hier sollten die Monumente vor allem Ansprüche der deutschen Minderheit, namentlich auf Grundbesitz, stützen. So blieb es nicht aus, dass einem 1929 in Riga errichteten Monument nur die Dauer von zwei Wochen beschieden war.

Tobias Weger (Görlitz) untersuchte das Schicksal der zwischen 1888 und 1935 errichteten Eichendorff-Denkmäler in Schlesien und angrenzenden Teilen der heutigen Tschechischen Republik. Mehrere dieser Monumente verschwanden 1945 und wurden nach der politischen Öffnung von 1989 wieder hervorgeholt. Ihre Neuerrichtung und ihre Pflege gerieten fast zwangsläufig in die nationalen Auseinandersetzungen zwischen Polen und Deutschen.

Eva Habel (München) berichtete über verbliebene deutsche Denkmäler im Gebiet der Tschechischen Republik. Dabei ging es ihr sowohl um mehr oder minder zufällig erhaltene Relikte als auch um Denkmäler in Kirchen und auf Friedhöfen, mit denen in aller Vorsicht versucht wird, auf die frühere Existenz der deutschen Bewohner jener Orte und auf ihr Schicksal hinzuweisen. In einigen wenigen Orten gibt es gemeinsame Initiativen tschechischer Funktionsträger und deutscher Vertriebener, sachkulturelle Relikte zu dokumentieren. An derartigen Beispielen zeigte der Vortrag Wege der Verständigung zwischen alten und neuen Bewohnern.

Aus einem noch nicht abgeschlossenen Projekt berichtete *Michael Prosser* (Freiburg), der die Geschichte des Weinbaupatrons Urban und seiner Verehrung in Ungarn verfolgt. Dass in Ungarn seit den achtziger Jahren neue Urban-Statuen entstanden, wird vor allem durch die erhoffte Zugkraft des europaweit bekannten Heiligen für Tourismus und Weinverkauf verständlich.

Einen Aufruf zur Mithilfe enthielt der ausdrücklich als Werkstattbericht bezeichnete Beitrag *Gerhard Ballewskis* (Berlin). Gegenstand des Referates waren die Bauten Otto Bartnings (1883–1959), des wohl bedeutendsten evangelischen Kirchenarchitekten des 20. Jahrhunderts. Bartning baute unter anderem in Böhmen und Schlesien. Sein Gesamtwerk wird durch einen Kreis ehrenamtlicher Forscher, der für Mitteilungen über bisher nicht bekannte Bauten dankbar ist, erfasst.

Raimund Paleczek (München) rekonstruierte anhand archivalischer Quellen die Umstände der Errichtung des Obeliskens, der 1876/77 zu Ehren Adalbert Stifters über dem Plöckensteiner See im Böhmerwald errichtet wurde. Durch seine Lage im böhmisch-bayerischen Grenzgebiet war das Monument lange Zeit schwer zugänglich, doch gab es auch eine vorsichtige Annäherung von tschechischer Seite. Bezeichnend ist, dass 1968, während des Prager Frühlings, erste Anstrengungen zu seiner Restaurierung unternommen wurden.

Eigentliche Vertriebenenendenkmäler untersuchte *Hans-Werner Retterath* (Freiburg). Den stofflichen Bezugspunkt bildeten zwischen 1949 und den sechziger Jahren errichtete Monumente in Freiburg, Offenburg und Lahr. Zu dem an diesen Beispielen beschriebenen „Geschichtsbilderkampf“ gehört auch, dass die Denkmäler seit den sechziger Jahren immer wieder verbal und physisch angegriffen wurden. Dies gilt um so mehr, je zentraler sie gelegen sind und je deutlicher die Inschriften auf das Anliegen der Monumente verweisen.

Den Abschluss bildete ein Vortrag von *Harald Lönnecker* (Koblenz) über den Anschluß-Turm in Linz. „Anschluß“ bezieht sich darauf, dass dieser Turm einst den Anschluss zu den Befestigungsanlagen der Stadt bildete. 1932, als der Wille zur Vereinigung mit dem Deutschen Reich auch unter den demokratischen Kräften Österreichs sehr ausgeprägt war, wurde der Turm als gesamtdeutsches Denkmal der Burschenschaften eingeweiht. Nach dem 1938 unter ganz anderen Vorzeichen vollzogenen „Anschluss“ wurde er zu einer nationalen Weihehalle ausgebaut, um nach dem Zweiten Weltkrieg als Mahnmal für den Frieden mit musealem Charakter zu dienen.

Angesichts der meist sehr anregenden Themen ist es bedauerlich, dass am Ende für eine Schlussdiskussion keine Zeit mehr blieb. Die Beiträge sollen im Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde abgedruckt werden. Der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, dass im Zusammenhang mit der Tagung eine Sitzung der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde stattfand. Gegenwärtig gehören der Kommission 44 aktive und vier korrespondierende Mitglieder an.

Itzehoe

THOMAS SCHÜRMAN

Migration und Museum

16. Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm, 7. – 9. Oktober 2004

Zur 16. Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde hatte das Donauschwäbische Zentralmuseum vom 7. bis 9. Oktober 2004 nach Ulm eingeladen, um über „Migration und Museum“ zu handeln.

Die kontroversen Diskussionen der letzten Jahre um die Gründung eines „Migrationsmuseums“ und eines „Zentrums gegen Vertreibungen“ waren Anlass, darüber nachzudenken, wie die deutschen Museen mit dem Thema „Migration“ umgehen. Der Tatsache, dass Deutschland ein Einwanderungsland war und ist, müssen sich auch die Museen stellen.

Da Migration einen Schwerpunkt in der Dauerausstellung des Donauschwäbischen Zentralmuseums (www.dzm-museum.de) darstellt, konnte über die Vorträge hinaus in Diskussionen zum Konzept des Hauses das Tagungsthema weiter behandelt werden.

Die für die Arbeitsgruppe charakteristische Offenheit gegenüber Vertretern anderer Fachdisziplinen (vgl. Kurzbeschreibung der Kommission auf <http://www.rrz.uni-hamburg.de/kultur/dgv/kommissionen/index.html>) und die lange bewährte Zusammenarbeit von Vertretern aus Hochschule und Museum ließ sich auch am Programm der diesjährigen Tagung ablesen: außer Volkskundlern referierten Historiker und eine Museumspädagogin, neben den Museumsfachleuten brachten drei Vertreter aus Forschung und Lehre ihre Perspektiven ein.

Die durch Henrike Hampe vorbildlich organisierte Tagung bot an den Abenden Zeit für ausführliche Gespräche in gut gewähltem Ambiente und die Möglichkeit, sowohl den Tagungsort Ulm (bei einer Stadtführung) als auch die einladende Institution (bei Führungen durch das Donauschwäbische Zentralmuseum) kennenzulernen. Die im Folgenden vorgestellten Referate der Tagung sollen im Laufe des Jahres 2005 publiziert werden.

Im Eröffnungsvortrag der Tagung stellte *Prof. Dr. Gottfried Korff* (Universität Tübingen) die im Laufe der Veranstaltung immer wieder aufgegriffene Frage, ob das Museum, das mit Hilfe materialer Arrangements „Begegnungen mit Kondensaten von Erinnerung“ biete, der geeignete Ort zur Vermittlung von Migrationskultur als einer „Kultur in Bewegung“ sei. Korff betonte zudem die unscharfen Definitionen der Begriffe Migration und Migrationsmuseum (ein Museum für, von, über Migranten?). Migration begegnet uns heute als Museumstyp ebenso wie

als museales Thema, als Aufgabe stadtgeschichtlicher Museen. In der neueren Diskussion um die Aufnahme des Aspektes „Migration“ ins Museum würden volkscundliche Museen kaum berücksichtigt. Korff plädierte für eine Verbindung klassischer und neuerer Migrationskonzepte. Im Zusammenhang mit der Musealisierung von Migration warnte er vor einer „Folklore des Halbwissens“.

Der erste Themenblock der Tagung, der „Grundsatzfragen“ behandelte, wurde von *Prof. Dr. Max Matter* (Universität Freiburg) mit dem Vortrag „Migration als volkscundliches Forschungsfeld“ eingeleitet. Matter verortete den Beginn der Migrationsforschung innerhalb unseres Faches in Deutschland in der Volkskunde der Heimatvertriebenen der späten 1940er und der 1950er Jahre. Zeitlich darauf folgte u. a. durch Ina-Maria Greverus die volkscundliche Beschäftigung mit der Arbeitsmigration. Verglichen mit anderen Disziplinen reagierte die Volkskunde – wie Matter beschrieb – früh auf die verschiedenen Formen der Migration. Die lange Jahre auf die Erforschung kultureller Unterschiede eingeeengte Forschung sei zu Recht stark kritisiert worden. Matter warnte aber auch davor, die Kategorie „Ethnizität“ völlig auszublenden.

Dr. Jürgen Steen (Historisches Museum, Frankfurt) beschrieb in seinem Vortrag „Migration und Lebenswelt oder: Das Museum der Zukunft in erweiterter Sicht“ Migration als „multiperspektivischen Begriff“, der einen tiefgreifenden, inzwischen auch historischen Wandel der gegenwärtigen Lebenswelt benennt. Als museales Paradigma hätte Migration bisher – abgesehen von einigen museumspädagogischen Ansätzen in den 1980er Jahren – nicht gegolten. Dieses Themenfeld im Museum zu verankern, hieße vor allem, sich vom gängigen Konzept der Monokulturalität zu verabschieden und konzeptionelle Erweiterungen vorzunehmen. Anhand eines im Jahr 2002 erworbenen Altars der „Bengali – Association Rhein-Main“ zeigte Steen diesen Schritt für das Historische Museum Frankfurt auf. Er verdeutlichte, wie das Museum bei der Beschäftigung mit dem Thema „Migration“ die eigene kulturelle Codierung reflektieren muss. Einmal sensibilisiert, entdecke man an längst musealisierten Objektwelten migrationsgeschichtliche Spuren. Steen rief dazu auf, im Museum Themen der Gegenwart ebenso professionell entgegenzutreten wie solchen der Vergangenheit.

Dr. Mathilde Jamins (Ruhrlandmuseum, Essen) Beitrag „Deutschland braucht ein Migrationsmuseum. Erfahrungen und Schlussfolgerungen aus einem Ausstellungsprojekt“ stellte die Ausstellung „Fremde Heimat“ vor. Diese war vom Ruhrlandmuseum 1998 in Kooperation mit dem Kölner Verein „Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei“ (DOMiT) erarbeitet worden. Wie das Essener Projekt gezeigt habe, müsse die Geschichte der Einwanderung nach Deutschland von Wissenschaftlern mit Migrationshintergrund bearbeitet werden, die über interkulturelle Kompetenz verfügen. So könne man Sprachproblemen und Problemen mit der „Entschlüsselung“ kultureller Zeichen entgegen. Jamin forderte neben der Behandlung des Themas „Migration“ in Lokal- und Regionalmuseen ein zentrales Migrationsmuseum für Deutschland.

Damit könnte die Nachkriegs-Einwanderung in Deutschland als Teil der deutschen Geschichte gewürdigt werden.

Christian Glass (Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm) hielt – einer Terminverschiebung wegen – eine gekürzte Fassung seines Beitrags „Migration – eine taugliche Kategorie für die so genannten Vertriebenenmuseen?“. Ausgehend von den durch die Diskussionen um das geplante „Zentrum gegen Vertreibungen“ angefachten neuen Überlegungen zur Bedeutung und Funktion der „Vertriebenenmuseen“ ging er auf die in diesen Museen häufig anzutreffenden fragwürdigen Identitäts- und Ethnizitätsschemata ein. Das Donauschwäbische Zentralmuseum betrachtet Glass als „kein reines Migrationsmuseum“. Die Geschichte der hier dargestellten Gruppen sei zwar immer eine von Migrationen geprägte, aber nicht ausschließlich auf diese zu reduzierende Geschichte. Aspekte der Akkulturation müssten ebenso berücksichtigt werden wie solche der Interethnik.

Die folgende Sektion „Grenzüberschreitungen“ widmete sich internationalen Kooperationen und der Behandlung des Themas Migration in Museen außerhalb Deutschlands.

Dr. Dagmar Neuland-Kitzerow (Museum Europäischer Kulturen, Berlin) berichtete unter dem Titel „‘Diese Fremden sind von hier.’ Innensichten auf das EU-Projekt ‚Migration, Work and Identity‘“ über die Kooperation von sechs europäischen Museen. Sie beleuchtete die „Folgen“, welche die Arbeit an diesem Projekt für das Museum Europäischer Kulturen habe. Das Museum, das die Beschreibung und Darstellung kultureller Kontakte in Europa als einen Schwerpunkt betrachte, möchte sich mit einer gezielten Sammel- und Forschungstätigkeit, mit Ausstellungen und Tagungen als ein Ort interkultureller Begegnung etablieren. Neuland-Kitzerow griff die vieldiskutierte Frage auf, ob und wenn ja, wie es der „statischen“ Institution Museum gelingen könne, Gegenwartsprozesse zu erforschen, darzustellen und in den Sammlungen zu verankern, und wie Kooperationen mit anderen Museen bei diesen „Aufgaben“ helfen können. Indem sie deutlich machte, dass das beschriebene Projekt ein Projekt *mit*, nicht *über* Migranten gewesen sei, sprach sie sich für die Miteinbeziehung der „betroffenen Gruppen“ als „Experten“ in die Arbeitsprozesse aus. Kritisch bemerkte sie, dass bei dem EU-geförderten Projekt die administrative Arbeit oft überhand genommen und die Zeit für inhaltliche Diskussionen gekürzt habe.

Monika Lackner (Ethnographisches Museum, Budapest) sprach zu dem Thema „Das Ethnographische Museum und Ungarns ethnische Minderheiten“. Das 1872 gegründete Ethnographische Museum in Budapest sehe es seit seiner Gründung als Aufgabe an, die Volkskultur aller in Ungarn lebenden Gruppen zu sammeln, zu dokumentieren und auszustellen. So habe man zum Beispiel bereits im 19. Jahrhundert mit ausführlichen Sammlungen und Dokumentationen zur Kultur der Roma begonnen. Weil Museen und Ausstellungen – so Lackner – Macht besäßen, müssten sie gesellschaftlich relevante Themen aufgreifen. Das in den 1970er Jahren

erdachte Konzept, für die einzelnen Minderheiten gesonderte, dezentrale „Minderheitenmuseen“ einzurichten, hätte sich vor allem finanzieller und personeller Gründe wegen nicht bewährt.

Dr. Catherine Homo-Lechner (Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée, Marseille) stellte unter der Fragestellung „Wie kann ein Museum Migration vermitteln?“ den Ansatz des im Aufbau befindlichen Marseiller Projektes vor. Das als „Dependance“ des für Paris geplanten „Immigrationsmuseums“ gedachte Haus sieht sich der – so Homo-Lechner – „Museographie des Fragenstellens“ verpflichtet. Um immer neue Fragen stellen und auf diese eingehen zu können, soll auf eine völlig unveränderbare Dauerausstellung ebenso verzichtet werden, wie auf eine Überfütterung mit Texten und Informationen. Anhand der fünf Leitkategorien „Himmel“, „Wasser“, „Stadt“, „Weg“, „männlich/weiblich“ will man sich den Kulturen des Mittelmeerraumes annähern. In der Einheit „Weg“ soll die zentrale Rolle der Mobilität und damit der Migration dargestellt werden. Migration wird in dem Marseiller Projekt auf dem Gebiet des Waren- und des Ideenaustausches auch als Folge der Globalisierung begriffen.

Joachim Baur (Tübingen) stellte sein Dissertationsprojekt zum Thema „Standpunkte und Standorte. 'Points of Departure' in drei New Yorker Immigrationsmuseen“ vor. Seine Analyse der Konzepte des „Ellis Island Immigration Museum“, des „Lower East Side Tenement Museum“ und des „Museum of the Chinese in the Americas“ machte die unterschiedlichen Motivationen der jeweiligen „Museumsmacher“, aber auch die sehr unterschiedlichen Bindungen zum Stadtraum und zu zeitgenössischen Formen der Migration deutlich. Baur verwies zudem auf die Bedeutung des jeweiligen Museumsstandortes für die inhaltliche Positionierung der drei Museen.

In der Sektion „Erfahrungen“ wurden am Beispiel von fünf Projekten praktische Erfahrungen mit Migrationsprojekten dargestellt und diskutiert.

Dr. Jürgen Ellermeyer (Museum der Arbeit, Hamburg) stellte unter dem Titel „Geteilte Welten – mitgeteilte Welten – miteinander geteilte Welten?“ die 2003/2004 präsentierte Ausstellung „Geteilte Welten“ zur „Geschichte und Gegenwart der Einwanderung nach Hamburg“ vor. Er beschrieb die Mitarbeit an dem EU-Projekt „Migration, Work and Identity“ als konsequente Umsetzung des Profils, wie es das Museum der Arbeit seit fast 25 Jahren vertritt und das gekennzeichnet ist durch „Offenheit für weniger beachtete Menschen, für Alltag und für Gegenwartsprobleme in geschichtlichen und zukunftsweisenden Dimensionen“. Die Arbeit der „Werkstatt für Migrationsgeschichten“ etwa endete nicht mit dem Abbau der Ausstellung. Nach Ellermeyers Ansicht ist das Museum verpflichtet, Einfluss auf politische Debatten und auf das Alltagsverhalten der Menschen zu nehmen.

Rita Klages (Nachbarschaftsmuseum, Berlin) plädierte in ihrem Beitrag „Das Museum als Integrationsort. Interkulturelle Kooperation gestalten“ sehr engagiert

dafür, das Museum zum „Ort der Bildung für alle“ und zum „Forum für interkulturelle Verständigung“ zu machen. Sie ging auch auf die Frage ein, was dieser Ansatz für die Forschungs-, Sammlungs- und Vermittlungsstrategien der Museen bedeute. Klages wies vehement auf die bedeutende Rolle der Museumspädagogik im Prozess der Vermittlung hin.

Dr. Beate Wild (Museum Europäischer Kulturen, Berlin) machte anhand des Siebenbürgischen Museums die „Zielgruppenproblematik eines ‘ostdeutschen’ Museums“ deutlich. Das in seinen Ursprüngen auf eine Heimatstube der Siebenbürger Sachsen zurückgehende Gundelsheimer Museum wurde 1991 als „Siebenbürgisches Landesmuseum“ in die institutionelle Förderung des Bundes übernommen und in den folgenden Jahren völlig neu konzipiert und gestaltet. Die 1997 eröffnete neue Dauerausstellung rief unterschiedlichste Reaktionen hervor. Die teilweise höchst emotional vorgetragene Kritik von Seiten der Siebenbürger Sachsen lässt danach fragen, was die Erlebnisgeneration dieser Gruppe von einem solchen Museum erwartet und warum dieses „neue“ Museum – wie andere neugestaltete „ostdeutsche“ Museen auch – deren Erwartungen nicht erfüllt, nicht erfüllen kann und nicht erfüllen will. Die so genannten ostdeutschen Museen sollten – so Beate Wild – nicht nur der Selbstvergewisserung einer Gruppe dienen, sondern überkommene Konzepte von Identität und Ethnizität durchaus auch in Frage stellen.

Frank Lang (Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart) berichtete unter dem Titel „Nur geliehen. Zu einem Sammelkonzept für biografische Objekte von Migranten“ vom Aufbau einer Ausstellungseinheit zu Migrantenschicksalen am Waldenbucher Museum für Volkskultur in Württemberg. Als Station der Wanderausstellung „Fremde in Deutschland, Deutsche in der Fremde“ hatte man in Waldenbuch den Aufbau dieser, einen aktuellen regionalen Bezug herstellenden Abteilung in Angriff genommen und gleichzeitig auch mit dem systematischen Aufbau eines neuen Sammlungszweiges begonnen. Von den für die Ausstellung zur Verfügung gestellten Objekten konnte jedoch nur ein geringer Bruchteil in den Bestand des Museums übernommen werden, die meisten der Leihgeber waren nur zu einer kurzen Ausleihe bereit. Die enge, meist sehr emotional geprägte Beziehung zu den Objekten machte eine Trennung von ihnen für viele unmöglich. Diese Tatsache erschwerte das Sammeln, Ausstellen und „Erklären“ lebensgeschichtlicher Objekte von Migranten erheblich.

Prof. Dr. Markus Walz (Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur, FH Leipzig) verdeutlichte in seinem Beitrag „Bewegungen von Menschen, Orten und Räumen in der statischen Sicht ausgewählter rheinisch-westfälischer Museen“ die Grenzen des Migrationsbegriffs. In der Arbeit von Lokal- und Regionalmuseen könne zum Beispiel unter Migration nicht nur das vorübergehende Überschreiten von Gemeindegrenzen verstanden werden. Durch Eingemeindungen, Neustrukturierung von Verwaltungseinheiten, Verschiebung ganzer Ortschaften usw. würden

sich topographische Räume ständig verändern – diesen Veränderungen müsse im Museum Rechnung getragen werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass ein Manko, auch der Diskussionen in Ulm, das von Gottfried Korff für den wissenschaftlichen Diskurs um Migration allgemein konstatierte Fehlen eindeutiger Definitionen darstellte.

Daneben waren es vor allem drei Punkte, die meines Erachtens intensiv weiter diskutiert werden müssten. Das ist zum einen die grundsätzliche Frage danach, inwieweit Museen als „statische“ Einrichtungen Gegenwartsprozesse darstellen können und inwieweit man Museen für gesellschaftliche Anliegen nutzbar machen kann. Zum anderen wäre auch die Frage nach der Einbindung von Mitgliedern der „betroffenen“ Gruppen zu diskutieren. Fordert man da – überspitzt gesagt – nicht genau das, was man etwa bei den „Vertriebenemuseen“ als dem wissenschaftlichen Fortgang der Museumsarbeit hinderlich beschreibt? Muss man nicht befürchten, dass da, wo Wissenschaftler versuchen (sollten), sachlich zu argumentieren, „Betroffene“ zunächst in der Hauptsache emotional argumentieren? Oder ist diese Forderung einzig der political correctness geschuldet? Zum Dritten schließlich wäre – betrachtet man einige der vorgestellten Ausstellungsprojekte genauer – zu überlegen, ob man mit einem Migrationsmuseum oder einer entsprechenden Ausstellung wieder Unterschiede schafft bzw. betont, wo es vielleicht längst keine mehr gibt.

Freiburg

ELISABETH FENDL

Klingeltöne – ein Thema für die Volksmusikforschung?

*Tagung über „Musikalische Volkskulturen
und elektronische Medien“,
Köln, 14. – 16. Oktober 2004*

Das Geschäft mit „Klingeltönen“ boomt – nicht nur bei Jugendlichen. Im Jahr 2003 wurden allein in Deutschland 164 Millionen Euro für Klingeltöne ausgegeben. Mobiltelefone klingeln und piepsen nicht mehr nur, sondern sie ertönen inzwischen im satten Sound mit Singstimmen und Orchesterklang. Sie können sogar als Musikinstrumente fungieren, wobei ihre differenzierte und kreative Verwendung von den Handy-Nutzern selbst initiiert wurde und nicht „von oben“, von den Musikkonzernen, als Bedürfnis diktiert wurde.

Dem aktuellen Phänomen „Klingeltöne“ widmete sich das Referat von *Astrid Reimers*, Mitarbeiterin des Instituts für Musikalische Volkskunde, anlässlich einer

Tagung zum Thema „Musikalische Volkskulturen und elektronische Medien“, die in der Zeit vom 14. bis 16. Oktober 2004 an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln stattfand. Veranstaltet wurde sie von der Kommission zur Erforschung musikalischer Volkskulturen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, einladende Institution war das Institut für Musikalische Volkskunde an der EW-Fakultät.

Auch andere Neuerungen in der explosionsartigen Entwicklung des Medienmarktes wurden hier thematisiert. Die Verwendung von Computer und Internet hat sowohl für die musikalische Praxis als auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Musik neue Möglichkeiten eröffnet. Einen grundlegenden Einblick in die historische Entwicklung und das technische Potential des Computers bei der Produktion sowie Reproduktion von Musik vermittelte der Beitrag von *Joachim Stange-Elbe* (Musikhochschule Lübeck/Universität Rostock).

Ein Rückblick von *Helga Thiel* auf die Geschichte des renommierten Wiener Phonogrammarchivs, das außer Musik – aus der Frühzeit insbesondere aus Afrika, Neuguinea und dem Jemen – die verschiedensten sprachlichen, politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Dokumente beherbergt, verdeutlichte die rasante technische Entwicklung im Laufe des letzten Jahrhunderts. In den Anfängen konnte die Forschung durch ein schwer zu transportierendes Equipment nicht vor Ort stattfinden. Die Informanten mussten sich zu den Aufnahmegeräten, die oftmals in an Bahnlagen gelegenen Hotels aufgestellt waren, begeben. Erst mit der Entwicklung leichter und bedienungsfreundlicher Geräte waren Feldforscher in der Lage, ihre Gewährspersonen in der ihnen vertrauten Umgebung aufzusuchen.

Gegenwärtig sind viele Archive damit beschäftigt, die alten Bestände auf neue Datenträger zu überspielen. So konnten zahlreiche Dokumente des Berliner Phonogrammarchivs – eines der ältesten Musikarchive der Welt und Entstehungsort der Vergleichenden Musikwissenschaft – bewahrt und der musikalischen Praxis sowie einer breiteren Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden. Allerdings sind solchen „Rettungsversuchen“ finanzielle Grenzen gesetzt. Musikarchivierung ist – so die ernüchternde Bilanz von *Gabriele Berlin* – inzwischen weniger ein technisches als ein kulturpolitisches Problem.

Vor Euphorie angesichts eines gesteigerten technischen Potentials warnte *Manfred Seifert* (Universität Passau): Stets berge der Einsatz von Medien die Gefahr, Lebendiges zu fixieren und darüber hinaus zu manipulieren. Technische Perfektionierung garantiere keineswegs die Seriosität der Aufnahme und die Verbesserung ihrer dokumentarischen Qualität. Durch die neuen Medien seien im Gegenteil sogar die Möglichkeiten interpretativer Eingriffe gewachsen.

Das Internet ermöglicht inzwischen eine enge Zusammenarbeit der Institutionen. Das Österreichische Volksliedwerk, Dachverband der Volksliedwerke der österreichischen Bundesländer, hat die Datenbank INFOLK-Dokumentenverwaltung entwickelt, ein Netzwerk, durch das die verschiedenen Dokumente der Volks-

kultur (Lieder, Artikel, Bild- und Tondokumente) einer breiten Öffentlichkeit online zugänglich werden. *Michaela Brodl* und *Nicola Benz* berichteten, dass in einem dreijährigen EU-Projekt Schellack-Platten digitalisiert und über eine Datenbank abrufbar gemacht werden. – Im Deutschen Volksliedarchiv Freiburg entsteht seit Juli 2004 in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Seminar der Universität Freiburg und dem Gesangsbucharchiv der Universität Mainz im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Pilotprojekts eine „Freiburger Anthologie“. Wie *Eckhard John* ausführte, ist es das Ziel, Lyrik, Popularlieder und Kirchenlieder zu edieren und wissenschaftlich zu kommentieren. Im Bereich des Popularliedes stellt die Sammlung die verschiedenen Text- und Melodiefassungen aus der Geschichte eines Liedes bereit. Die ersten Ergebnisse eines geplanten umfangreichen „Historisch-kritischen Liederlexikons“ werden voraussichtlich im Sommer 2005 online erscheinen. Die wissenschaftlichen Kommentare enthalten Daten zu Motiv-, Text- und Rezeptionsgeschichte sowie Quellenhinweise. Die Publikationsform im Internet hat gegenüber den im Freiburger Institut zahlreich erschienenen traditionellen Buchveröffentlichungen u. a. den Vorteil einer ständigen Aktualisierbarkeit.

Musik der unterschiedlichsten Art ist im Internet über Portale, Tauschbörsen, Webradios u. a. jederzeit verfügbar. Zwar dominiert der Mainstream der Popmusik, doch begegnet man allen Musikgenres. In vielen musikalischen Präsentationen verbinden sich globale mit regionalen Aspekten – ein Phänomen, das, wie Reinhard Schneider, Leiter des Instituts für Musikalische Volkskunde, in seinem Vortrag betonte, bei der Erforschung musikalischer Volkskulturen von besonderem Interesse ist. – Auch die deutsche Volkstanz-Szene nutzt intensiv die vielfältigen Möglichkeiten der neuen elektronischen Medien: Die verschiedensten Volkstanzgruppen und kleinen und großen -verbände stellen sich, wie *Volker Klotzsche* in seinem Referat nachwies, im Internet vor.

Die Einflussnahme elektronischer Medien auf das tägliche Leben warf häufig die Frage nach deren Auswirkungen auf die Fähigkeit, Musik selbst zu gestalten, auf. Seit der Frühzeit von Grammophon und Radio wurde immer wieder der Vorwurf laut, die elektronischen Medien würden zu Passivität verführen. Tatsächlich kann die insbesondere durch die neuen Medien mögliche Perfektion, wie Joachim Stange-Elbe ausführte, musikalische Darbietungen vollständig ihrer Lebendigkeit berauben, und es gibt bereits Versuche, diesen Mangel zu beheben – auch auf virtuellem Weg! – Die Musikberieselung in Supermärkten, Restaurants, Arztpraxen usw. und das Fehlen der Stille haben das Bedürfnis nach musikalischer Aktivität reduziert. So wurde in Gasthäusern, laut *Ernst Schusser* (Volksmusikarchiv des Bezirks Oberbayern) eine der „Keimzellen der Volksmusik“, ein Rückgang des geselligen Singens beobachtet. Darüber hinaus überwacht die GEMA selbst das spontane Musizieren in Kneipen und versucht, es tantiemenpflichtig zu machen.

Einem oft einseitigen Pessimismus gegenüber der technischen Entwicklung trat jedoch bereits Ernst Klusen, Gründer des Instituts für Musikalische Volkskunde,

mit seiner 1980 veröffentlichten Untersuchung „Elektronische Medien und musikalische Laienaktivität“ entgegen; er stellte im Gegenteil fest, dass Medien aktivierend und stimulierend zu wirken vermögen. Dieser Auffassung entsprechen die Ergebnisse eines Projekts über die Funktion bespielter Musikkassetten von Gerrit Herlyn und Thomas Overdick an der Hamburger Universität. Ausgehend von der These, die Mediennutzung sei ein schöpferischer Prozess, wiesen sie nach, dass selbstbespielte Musikkassetten, sogenannte Mixtapes, als ein Mittel der Selbstdarstellung und kreativen Umdeutung von Musik fungieren. Ausgewählte Musikstücke wecken persönliche Erinnerungen und reflektieren eigene Erfahrungen und Erlebnisse. Inzwischen wird die Kassette allmählich von der CD abgelöst, doch scheint das ältere Medium noch immer besser dazu geeignet zu sein, Gefühle zu transportieren.

Vor allem das Internet vermag die Phantasie zu beflügeln. *Alenka Barber-Kersovan* („Arbeitskreis Studium Populärer Musik“) berichtete über ein Projekt, einen virtuellen Staat „Balkania“ mit einer eigenen kulturellen Identität – auch einer eigenen Musik – zu kreieren: eine utopische Gegenwelt zu dem von heftigen politischen Konflikten und kriegerischen Auseinandersetzungen erschütterten Balkan. Musikalisch dominiert dabei der „Balkan-Rock“, der nach dem Zerfall Jugoslawiens internationale Verbreitung gefunden hat.

Beim Rundfunk haben für die musikalischen Volkskulturen die „fetten Jahre“ inzwischen ein Ende genommen. *Werner Wittersheim*, Leiter der Programmgruppe Musik beim WDR 3, erinnerte daran, dass Rundfunkmitarbeiter einst für Musiksendungen sogar Forschungsreisen nach Afrika und Asien unternehmen konnten. Der alte Bildungsauftrag des Mediums sei inzwischen jedoch deutlich reduziert – wenn auch nicht ganz vergessen: Noch immer gebe es Nischen wie etwa das Offene Singen in WDR 4 – in der eine Form des spontanen gemeinschaftlichen Singens, die seit den sechziger Jahren im Westdeutschen Rundfunk fest etabliert ist, fortlebt; oder die Sendung „Musikpassagen“ in WDR 3, in der Jan Reichow afrikanische, asiatische und südamerikanische Musik vorstellt. Außer-europäische Musikkulturen haben eine größere Chance, beachtet zu werden, als die Volkskulturen von „nebenan“: Das Interesse richtet sich, so Wittersheim, „eher auf Pakistan als auf den Westerwald“. Anders als etwa in Bayern besteht beim WDR wenig Kontakt zu den Fragen, die die Musikalische Volkskunde bewegen. – Die Veränderung der Sendestrukturen beschrieb auch der Beitrag der Kommissionsvorsitzenden *Marianne Bröcker* (Universität Bamberg), u. a. freie Mitarbeiterin bei mehreren Rundfunkanstalten. Insgesamt ist ein Rückgang des Anteils traditioneller europäischer Musik im Rundfunk zu beklagen. Für den Wandel sind nicht nur kommerzielle, sondern auch personelle Gesichtspunkte ausschlaggebend: Mit neuen Redakteuren werden neue Konzepte entwickelt, dabei stirbt manche Sendung.

Demgegenüber geben sich die freien Radios, die aus dem widerständischen subkulturellen Milieu stammen, aufgeschlossener. *Ursula Hemetek* berichtete über ein

von ihr betreutes Projekt des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien, bei dem Studierende eigene Radiosendungen gestalten. In „Orange 94.0 – Das freie Radio in Wien“ gibt es einmal monatlich eine vom Institut produzierte einstündige Sendung, die sich mit der traditionellen Musik von Minderheiten in Österreich – einem ansonsten in den Medien unterrepräsentierten Thema – befasst. – Die Musik türkischer Minoritäten in Deutschland seit etwa zwei Jahrzehnten – mit dem Schwerpunkt deutsch-türkische Fusionsmusik im Raum Berlin – thematisierte *Dorit Klebe*. Ihr Beitrag beleuchtete sowohl das Binnenverhältnis der türkischen Migranten zu ihrer eigenen Musikkultur als auch ihre Repräsentation in den Medien der Mehrheitsgesellschaft. Während in Film und Rundfunk Pop- und Unterhaltungsmusik dominieren, ist das musikalische Spektrum der CD-Produktionen umfangreicher und vielseitiger; hier gibt es auch einen stärkeren Anteil traditioneller türkischer Musik.

Weitere Themen der Tagung beschäftigten sich mit politischen Aspekten von Volks- bzw. Populärmusik in den Medien: Die Auswirkungen der von blutigen Konflikten begleiteten maoistischen Revolution von 1996 und des Massakers von 2001 in der königlichen Familie auf die Musikindustrie in Nepal sowie auf Inhalte populärer Lieder untersuchte *Bernhard Fuchs* (Universität Wien). – *Wilhelm Schep-pings* Beitrag – Resultat eines seit vielen Jahren im Institut für Musikalische Volkskunde der Universität Köln laufenden Forschungsprojekts zu oppositionellen Liedern während des NS-Zeit – befasste sich mit kritischen, antinationalsozialistischen Äußerungen in den Umdichtungen und Parodien damaliger durch die Medien verbreiteter Schlager.

Peter Fauser (Volkskundliche Beratungs- und Dokumentationsstelle für Thüringen, Erfurt) erinnerte an die einst populäre Fernseh-Sendereihe „Alles singt“ – ein ostdeutsches Pendant zu volkstümlichen Fernsehsendungen – etwa mit Gotthilf Fischer – im Westen. Nach außen hin zwar ideologiefrei, war zur Zeit des Kalten Krieges die Konkurrenz zum Westfernsehen dennoch stets spürbar. Lieder mit einem geographischen Bezug zur Bundesrepublik wurden nicht gespielt – im Unterschied zum Westen wurden auch Lieder mit NS-Vergangenheit gemieden. Schwierig war das Verhältnis zu christlichen Festen wie Weihnachten. – *Günther Noll* konzentrierte sich bei seinen Ausführungen zur Vermittlung neuer Kinderlieder durch die elektronischen Medien auf den Bereich der DDR-Produktionen. Dabei ergibt sich ein ambivalentes Bild: Einerseits versuchte die SED-Diktatur politischen Einfluss zu nehmen, indem sie Inhalte und Interpretationsformen neuer Kinderlieder ideologischen Prämissen unterwarf. Andererseits gab es – verstärkt in den 1980er Jahren – ideologiefreie Produktionen, die einen wesentlichen Beitrag zur Kinderkultur leisteten.

In der Sowjetunion wurde, wie *Elena Schischkina* (Astrachan/Russland) darstellte, vor allem in der stalinistischen Ära „Volksmusik“ uniformiert, vereinfacht und stereotypisiert. Vieles Authentische fiel der Reglementierung zum Opfer und

wurde aus der Öffentlichkeit verbannt. Inzwischen wurde jedoch ein Teil der unterdrückten regionalen traditionellen Kulturen wiederentdeckt und in Bühnenpräsentationen neu belebt, es findet aber weiterhin zu den Massenmedien keinen Zugang und ist dadurch in Russland wenig bekannt. – Mit Tondokumenten russlanddeutscher Auswanderer in die USA befasste sich ein Beitrag von *Heiko Fabig*, der u. a. Feldforschung und ihre Klischees hinterfragte. Es handelt sich dabei um den Amerika-Reisebericht des russlanddeutschen Forschers Karl Stumpp zu Anfang der 1970er Jahre, der im Freiburger Johannes-Künzig-Institut aufbewahrt wird.

Das Spektrum der Vorträge umfasste heimische Traditionen sowie die Musikindustrie ferner Regionen. *Elvira Werner* (Sächsische Landesstelle für Volkskultur, Schneeberg) thematisierte die Mundartdichtung des sudetendeutschen Volksängers Anton Günther (1876–1937), der dieses Genre und die vereinsgebundene Mundartpflege stark prägte. Früher wurden Günthers Lieder u. a. durch Liedpostkarten, später durch die elektronischen Medien verbreitet. Noch für gegenwärtige Musikgruppen, die im Dialekt Heimatbewusstsein artikulieren, haben sie Vorbildcharakter.

Das Verhältnis zwischen musikalischen Volkskulturen und indischen Filmen untersuchte *Sadhana Naithani* (Jawaharlal Nehru University, Neu-Delhi) in ihrem Beitrag. In indischen Filmen bilden Musik und Tanz nicht nur den Hintergrund, sondern sie sind integrierender Bestandteil der Handlung. Die indischen Filme, die im Volkstheater wurzeln, adaptieren traditionelle Musikkulturen und transformieren sie; in einer veränderten, modernisierten Version werden sie von der ländlichen und städtischen Bevölkerung anschließend neu rezipiert, werden sie wiederum Bestandteile von „Volkskultur“.

Köln

GISELA PROBST-EFFAH

Studien- und Arbeitsfeld Kultur – Prospektionen von innen und außen

*Hochschultagung der DGV,
Bamberg, 11. – 13. November 2004*

Mit dem Bologna-Beschluss soll bis zum Jahr 2010 ein annähernd einheitlicher, europäischer Hochschulraum geschaffen werden. Dazu werden BA und MA Studiengänge entworfen, die eine Akkreditierung nach sich ziehen. Um sich über den Stand der diesbezüglichen Angelegenheiten ein Bild zu machen, waren zahlreiche

DGV-Mitglieder nach Bamberg gekommen, um – neben den Grußworten – 13 Vorträgen und 6 Statements zu lauschen. Es sei vorweg genommen: Die meisten Beiträge versuchten das Beste aus der Situation zu machen – deutliche Worte der Distanzierung von den grassierenden Politikereingriffen in die Freiheit der Forschung und Lehre waren nur bei *Bernhard Tschofen* (Wien/Tübingen) und bei *Claudia Preis* (München, studentischer Beitrag) zu hören.

Zum Auftakt gab *Thomas Hengartner* einen Blick in die Wissenschaftsgeschichte frei, ihm folgte *Sigmar Berrisch* (Mainz) mit einer ein wenig konventionellen Ansprache über Adolf Strack und die Volkskunde um 1900. Am 12.11.2004 hielt *Klaus Roth* ein engagiertes Plädoyer für das Miteinander der Kulturen und die Vermittlung von Anwendungswissen, ihm folgte *Sabine Doering-Manteuffel* (Augsburg) mit dem Thema „Bildung als ökonomisches Argument. Die Dienstleistungsgesellschaft und der Bologna-Prozess“. Dieser Vortrag widmete sich makroökonomischen Strukturen und deren akuter Theoriebildung, nach diesen sei hochschulpolitisches Handeln ausgerichtet.

Karl Braun (Marburg) vertiefte diese Einsichten hinsichtlich der Fachidentität, es erschien ihm so, als ob die Schere zwischen Fachidentität und kulturpolitischen Zumutungen immer weiter aufginge. Gemeinsam mit der Religionswissenschaft und der Völkerkunde bestreitet Marburg den Bologna-Prozess, wobei Referate und Hausarbeiten als Teile der Dauer-Prüfung der Studenten bei der Akkreditierung zugelassen wurden.

Claudia Preis kritisierte BA- und MA-Studiengänge und deren Prüfungs- und Modularisierungsprozesse. Zu wenig Eigeninitiative und zu wenig Spielraum für Projekte oder Tutorate, zu wenig Zeit für Fachschaftsarbeit und studentisch organisierte Arbeitsgemeinschaften, Lehrveranstaltungen (Exkursionen, Feldforschungen) bleibe. *Manfred Seifert* (Passau) äußerte die Befürchtung, das Fach verschwinde im Bologna-Prozess. *Thomas Hengartner* wies auf die Probleme für Quereinsteiger hin. Dieser studentische Beitrag, der das Resümee 'Ausbildung statt Bildung' zog, erhielt zu Recht großen Beifall.

Der Nachmittag begann mit einer werbedynamisch aufgezogenen Präsentation von *Klaus D. Wolff* (Bayreuth), der die Firma Acquin vertrat. Diese Firma führt Evaluationen und Akkreditierungen durch, d.h. hier sprach das wirtschaftliche Interesse am Bologna-Prozess. Eine Kaskade von Folien und Struktur-Grafiken stürzt über uns herein, eine formalistische Argumentation bescherte uns Aufgaben wie das Sicherermachen der Zukunft oder den Aufbau einer Qualitätskultur, was ein Paradigmenwechsel sei – so, als ob wir bisher dem Paradigma 'happy hour' gefolgt wären. „Leadership“ (eindrucksvoller Einsatz von Fremdsprachen!) und Zielvereinbarungen gehörten zum Prozess der Akkreditierung, vor allem aber solle Altes losgelassen werden. Das alte Europa grüßt den Rasenmäher. In der Diskussion fand *Leonore Scholze-Inlitz* (Berlin) deutliche Worte und skizzierte den Verlust der an Humboldt orientierten Universität. *Ingo Schneider* (Innsbruck) bezweifelte

die internationale Vergleichbarkeit der präsentierten Verfahrensschritte. Es folgte *Christoph Lindenmeyer* (München) mit einem Vortrag zur Rundfunkgeschichte, der eine Beziehung zur Europäischen Ethnologie/Volkskunde oder zu den Berufschancen unserer Absolventen vermissen ließ, das Ganze lief unter dem Rubrum 'Not der frühen Jahre' ab.

Dagmar Hänel und *Gunther Hirschfelder* (beide Bonn) zeigten uns, wie vielfältig ihr Abwehrkampf gegen die Streichung des Faches Volkskunde aussieht: das Spektrum der Kooperation geht von verschiedenen Museen über zu den „Kölsche Funken rut-wieß vun 1823“ bis zum Nationalpark Harz. Umgang mit Medienvertretern und das Stellen von Anträgen sowie Verhandlungsführung seien Lernziele des universitären Unterrichts. In der Diskussion wurde von Michael Simon eine Lanze für ein großes Projekt statt vieler Kleiner gebrochen; in Bonn allerdings besteht jeweils eine Planungssicherheit von ca. einem halben Jahr und es erscheint den Bonnern wenig wahrscheinlich, dass sich die Universitätsspitze durch ein gerade begonnenes Großprojekt beeinflussen lasse. Die folgende Präsentation eines Ausstellungsprojektes in Oslo fiel aus dem Rahmen der Tagung, war aber originell: Pakistanis in Norwegen war das Thema von *Leif Pareli* (Oslo) und er zeigte eine Ähnlichkeit der Wohnweisen von Norwegern und Pakistanis in Norwegen.

Am Samstag früh begann *Christoph Daxelmüller* (Würzburg) mit einem fulminanten Angriff auf die Themenfeldpreisgabe der Volkskunde. Z. B. sei das Thema Magie aufgegeben worden, diese werde nun von Anrainerfächern ausgeschlachtet. In Würzburg (C3), in Passau (C4), in Bamberg (C3) und in Bayreuth (C3) sind volkskundliche Stellen kassiert worden, in Bayreuth und in Passau ging das Fach ganz verloren. In seinem weiteren Vortrag überdehnte Daxelmüller m. E. das Bild von der Volkskunde als 'Müllwissenschaft': Der kleine Mann solle von der Volkskunde wissenschaftlich verstanden werden.

„Zu allem fähig, zu nichts zu gebrauchen?“ fragte sich der gelernte Volkskundler und Unternehmensberater *Peter F. N. Hörz* (Bamberg), der trotz vieler Zitate von Dieter Kramer und Wolfgang Kaschuba zu dem Schluss kam, man solle ethnografisches Wissen an Unternehmen verkaufen. Beratertätigkeit „in Sachen Kultur“ und „die Öffnung des Fensters zur Wirtschaft“ sei notwendig und dementsprechend müsse die universitäre Ausbildung eine starke „Anwendungsorientiertheit“ haben. Die Brauchbarkeit der Volkskunde sei vermehrt unter die Leute zu bringen. Michael Simon (Mainz) erwiderte, dass die Volkskunde bereits weitestgehend eine gelungene Öffentlichkeitsarbeit leiste. Thomas Hengartner (Hamburg) wandte sich dagegen, dass mit dem auf den Fächern lastenden Streichungsdruck argumentiert werde. Er wünsche sich, dass er die Frage, wem Volkskunde nütze, nie mehr hören müsse. Ein Student aus Marburg strich das starke und positive Potential der Europäischen Ethnologie/Volkskunde heraus, was ihm viel Beifall einbrachte. *Helge Gerndt* (München) nutzte die Gelegenheit der allgemeinen Danksagung bei der Einführung in die Abschlussstatements zu einer Bilanz: Ihm war die Forschung

zu wenig angesprochen worden, gerade für eine neue inhaltliche Orientierung sei das aber nötig.

Den Abschluss-Reigen der gelungenen Tagung eröffnete *Silke Göttsch* (Kiel) und sie betonte ebenso die Forschung. Langfristige Projekte würden zwar unterbewertet, seien aber das A und O der Konsolidierung des Faches. Dem Fach fehle der Mittelbau. Die Publikationenzahl in unserem Fach mit der Publikationspraxis der Naturwissenschaft aufzurechnen, sei absurd. Göttsch forderte transregionale Forschung ein, also ein mit anderen volkskundlichen Instituten geteiltes Forschen. Michael Simon (Mainz) wandte sich gegen die Wolff'sche Fixierung auf die Zukunft. Immer schon sei Wissenschaft einer unsicheren Zukunft konfrontiert gewesen, nicht nur die Kulturanthropologie/EE habe Identitätsprobleme. Besonders bei der Ethnologie seien diese oft so stark, dass eine gemeinsame Arbeit (mit der EE) zuweilen unfruchtbar werde. Gerade wer sich den Anrainern nicht aufdränge, der habe Erfolg, auch in den bei uns doch fulminanten Studentenzahlen spiegele sich das wider.

Leonore Scholze-Irrlitz (Berlin) gab einen breiten Einblick in die Aktivitäten des Berliner Institutes. Genannt seien nur Berlin-Moskau (Urbanität), Armenien (Ethnizität), Wissenschaftsgeschichte, kollektive und ethnische Identität, Diskursivierung sowie Repräsentation sozialer Prozesse (Verwandtschaft).

Regina Bendix (Göttingen) warf den Studenten vor, sich nicht genug um Auslands-Semester zu kümmern. Es fehle dem Fach insgesamt die Internationalität. Es werde nicht auf Englisch publiziert, kaum würden Stipendien beantragt (wer fürs Studium arbeiten geht, der träumt nicht von einer nordamerikanischen Universität), ihre Göttinger Studenten seien zauderlich und ohne Selbstbewusstsein, niemand mache einen Rhetorikkurs. Michael Simon antwortete u. a. mit der Bemerkung, ihm begegneten öfters Studenten, die mehr Selbstbewusstsein hätten als er.

Das Statement von *Reinhard Jobler* (Tübingen) setzte auf die positiven Seiten des Bologna-Prozesses, man solle sich auf den MA konzentrieren und auf Entscheidungsfällen gefasst sein angesichts des Diversifizierungszwanges. Bernhard Tschofen (Wien-Tübingen) gab zu, dass die Geisteswissenschaften zu Recht einem Rechtfertigungszwang ausgesetzt seien, aber das dürfe nicht dazu führen, dass Europäische Ethnologie/Volkskunde Teil der a-kritischen „Kulturindustrie“ (Adorno) werde. Auch er warnte vor einem Unkenntlichwerden des Faches im Bologna-Prozess: „Die Identität des Faches muss stabil sein, sonst ist die Beteiligung an anderen Studiengängen schnell prekär“. *Kerkhoff-Hader* (Bamberg) und Thomas Hengartner (Hamburg) sahen das Fach lokal gut aufgestellt für den Bologna-Prozess.

Zu danken bleibt Bärbel Kerkhoff-Hader und ihrem Team für die Ausgestaltung einer Tagung, die als harmonisches Ereignis in Erinnerung bleiben wird.

„Geschlecht und Ökonomie“

10. Arbeitstagung der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung der DGV, Göttingen, 26./27. November 2004

Den Auftakt der 10. Arbeitstagung der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung der DGV bildete eine Podiumsdiskussion zum Thema „Ökonomie der Geschlechterforschung“, in der es vorrangig um den Stellenwert und die ökonomische Lage der Geschlechterforschung innerhalb der Universitäten gehen sollte. Dabei wurde auch generell über die Bedeutung der Geschlechterforschung diskutiert. Nach einer Begrüßung durch *Tatjana Eggeling* (Göttingen), die Organisatorin der Tagung war und die Podiumsdiskussion moderierte, stellte *Paula Lorgelly* (Norwich/Göttingen) die Problematik geschlechtsspezifischer Ungleichheiten auf dem Gebiet der Gesundheitsökonomie aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht vor. Im Anschluss daran erläuterte *Michaela Fenske* (Göttingen) jene Programme der Abteilung Forschung der Universität Göttingen, die speziell zur Frauenförderung initiiert wurden. Fenske ging besonders auch auf Programme der DFG ein und stellte die Bedeutung der Geschlechterforschung innerhalb von Forschungsprojekten zur Diskussion. *Doris Lemmermöhle* (Göttingen) sprach über die Geschlechterforschung in den Erziehungswissenschaften. Welche Bedeutung die Geschlechterforschung im Fach Ethnologie einnimmt, zeigte *Karin Klenke* (Göttingen). Am Ende der ersten Gesprächsrunde bot *Helga Hauenschield* (Göttingen) als Leiterin der Koordinationsstelle Geschlechterforschung der Universität Göttingen einen Einblick in die Arbeit der Geschlechterforschung, die als Nebenfach im Magisterstudiengang seit 2001 in Göttingen angeboten wird.

Elisabeth Timm (Tübingen) eröffnete den zweiten Tag der Tagung mit dem Vortrag „‘So kann man ja nur mit einer Frau umgehen!’ Fürsorgestaat, Geschlecht und Ökonomie im 20. Jahrhundert: eine Fallstudie aus Oberschwaben“. Timm widmete sich dabei den ökonomischen Strategien der 1899 im oberschwäbischen Saugau geborenen Aloisia Kugler, die 1931 den Schindelmacher Carl Kinzelmann heiratete. Aloisia Kinzelmann konnte nach dem Tod ihres Mannes durch diverse Strategien ihre finanzielle Situation stabilisieren und letztlich auch verbessern. Timm erarbeitete insgesamt sechs Strategien: verwandtschaftliche Beziehungen, Freundschaften, Lohnarbeit, staatliche Unterstützung durch die Fürsorgebehörden, ideologisch und politisch motivierte Unterstützung, Vermietung und Verpachtung von Grundstücken und Immobilien. Am Ende ihres Vortrags zeichnete Timm die Bewertung und Wahrnehmung der Transfers aus der retrospektiven Sicht Aloisia Kinzelmanns nach. Dass neben der Kategorie Geschlecht weitere, v.a. schicht- und bildungsspezifische Dimensionen und Strukturen im ökonomischen Alltag der Aloisia Kinzelmann zum Tragen kamen, war ein zentrales Ergebnis Timms, die in

ihrem Vortrag mit einem kulturwissenschaftlichen Verständnis von Ökonomie operierte. Die Moderation übernahm *Markus Tauschek*.

Unter der Moderation von *Michaela Fenske* sprach im Folgenden zunächst *Raphaela Hettlage* (Zürich) zum Thema „Von Gastarbeiterinnen zu Unternehmerinnen: Die Rolle der selbständig erwerbstätigen Migrantinnen in der Schweiz“. Die Basis der Überlegungen Hettlages bildete die These, dass Existenzgründerinnen andere Motivationen bei der Gründung eines Unternehmens haben als Männer. Eine zentrale Frage war zudem die nach der Bedeutung des Aspekts Migration, da Frauen mit Migrationserfahrung eine doppelte Benachteiligung erstens aufgrund ihres Geschlechts und zweitens aufgrund ihres unsicheren rechtlichen Status auszugleichen haben. Die Daten, die Hettlage in ihrem Vortrag vorstellte, waren zum einen quantitativer Art; hinzu kam in narrativen biographischen Interviews erhobenes empirisches Material, das durch eine egozentrierte Netzwerkanalyse ergänzt werden sollte. Hettlage konnte zeigen, dass selbständige Migrantinnen in der Schweiz häufig kleinere Unternehmen mit wenigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern führen und meist Einzelkämpferinnen sind, da sie einen erschwerten Zugang zu Netzwerken haben und ihnen in der Regel sowohl ökonomisches als auch soziales Kapital fehlt.

Christiane Hellermann (Berlin/Malta) sprach anschließend zum Thema „Brotverdiener für die Familie zu Hause: osteuropäische Migrantinnen in Portugal“. Nach eingehenden theoretischen Überlegungen, bei denen sich die Rednerin auch mit dem Problem von Typisierungen und der Bildung von Kategorien widmete, stellte Hellermann verschiedene Formen und Motivationen bei Migrantinnen, vor allem aus osteuropäischen Ländern, in Portugal vor. Dabei versuchte Hellermann, vier verschiedene Kategorien von Migrantinnen induktiv aus ihren Daten generiert zu bilden, doch blieb für sie wichtig, die Komplexität des jeweiligen Einzelfalles mit einzubeziehen. Entscheidend für diese Einordnung in Kategorien war die Verwendung des erwirtschafteten Geldes. Alle befragten Migrantinnen, so Hellermann, schicken regelmäßig Geld an Verwandte und Freunde.

Im Anschluss daran widmete sich *Ann-Katrin Zöckler* (Berlin) „Existenzgründerinnen (Emprendedoras) in Andalusien – Unternehmerinnen des Wandels in der europäischen Peripherie“. Zöckler zeigte in ihren Überlegungen, dass es zwar vor allem altersspezifische Unterscheide bei den Unternehmerinnen gibt, dass sich alle Befragten von der bisherigen Arbeits- und Alltagskultur in Andalusien abgrenzen und vor allem mit neuen, innovativen Ideen und Kreativität versuchen, strategisch mit ihren Ressourcen umzugehen. Zöckler sprach von einer „Strategie der kleinen Schritte“, bei der die Unternehmerinnen durch den Rückgriff auf soziales und kulturelles Kapital die Kosten so niedrig wie möglich halten wollen. Basis des Vortrags bildeten Gespräche mit Unternehmerinnen und teilnehmende Beobachtung sowie die Teilnahme an einem Kurs der EU für Existenzgründerinnen.

Unter der Moderation von *Heidi Rosenbaum* sprach *Gisela Unterweger* (Zürich) zum Thema „Lass uns (nicht) von Geld reden. Über Gefahren, Gerechtigkeit und Glück im monetarisierten Alltag“. Nach eingehenden theoretischen Beschäftigungen zum Thema Umgang mit Geld, stellte Unterweger einige Ergebnisse des empirischen Teils ihres Dissertationsvorhabens vor. Den Schwerpunkt dabei bildeten die Ergebnisse eines Interviews mit einer Angestellten einer Schweizer Großbank, die durch ihren ethnischen Hintergrund und ihren finanziellen Erfolg ein Gegenbeispiel zur Norm darstellte.

Der letzte Block, der sich inhaltlich gut mit den Vorträgen rund um Migration verbinden ließ, wurde von *Regina Bendix* moderiert. *Agnieszka Zimowska* (Göttingen) widmete sich in ihrem Beitrag dem Thema „Ge-handelt: Zu Machtverhältnissen in der ost-westeuropäischen sexuellen Ökonomie im Kontext feminisierter Migration“. Zentrale Frage war die nach dem Grund für das Funktionieren von Frauenhandel. Zimowska stellte in ihrer Analyse drei Typen von Sexarbeiterinnen zur Diskussion. Erstens Frauen, die auch schon vor der Migration als Sexarbeiterinnen tätig waren. Zweitens Frauen, die vorher nicht als Sexarbeiterinnen tätig waren. Und drittens Frauen, denen nicht bewusst war, was mit ihnen passiert. Zimowska, die diese Thematik gegenwärtig zu einer Promotion ausbaut, problematisierte gerade wegen dieser differenzierten Datenlage den durchgängig genutzten Begriff von „Frauenhandel“, der ihrer Ansicht nach den gewollten wirtschaftlichen Einsatz von Sexarbeit unterschlägt.

Im letzten Vortrag der Tagung stellte *Sabine Hess* (Frankfurt a. M.) ihre Überlegungen zum Thema „Ökonomisierung von Hausarbeit!? Au Pairs als neue Hausarbeiterinnen aus Osteuropa“ vor. Hess untersuchte dabei slowakische Frauen, die in Deutschland als Au Pairs arbeiten. Sie konnte dabei sehr gut zeigen, dass bei dieser Art von Hausarbeit ein komplexes Phänomen darstellt, in welchem Variablen wie „zu Gast sein“, „Kulturaustausch“ und auch „Familienanschluss“ die wirtschaftlichen Aspekte verschleiern und für beide Seiten auf Dauer problematisch gestalten. Besonderen Erkenntnisgewinn versprach hier vor allem auch eine transnationale Perspektive.

Insgesamt zeichnete sich die Tagung durch qualitativ hochstehende Referate und konstruktive Diskussionen im Plenum aus. Man kann der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung nur eine Fortsetzung dieser Arbeitsatmosphäre auf ihrer nächsten Tagung wünschen. Eine Veröffentlichung der Vorträge innerhalb der Reihe „Beiträge zur Volkskunde aus Niedersachsen“ ist für 2005 geplant.